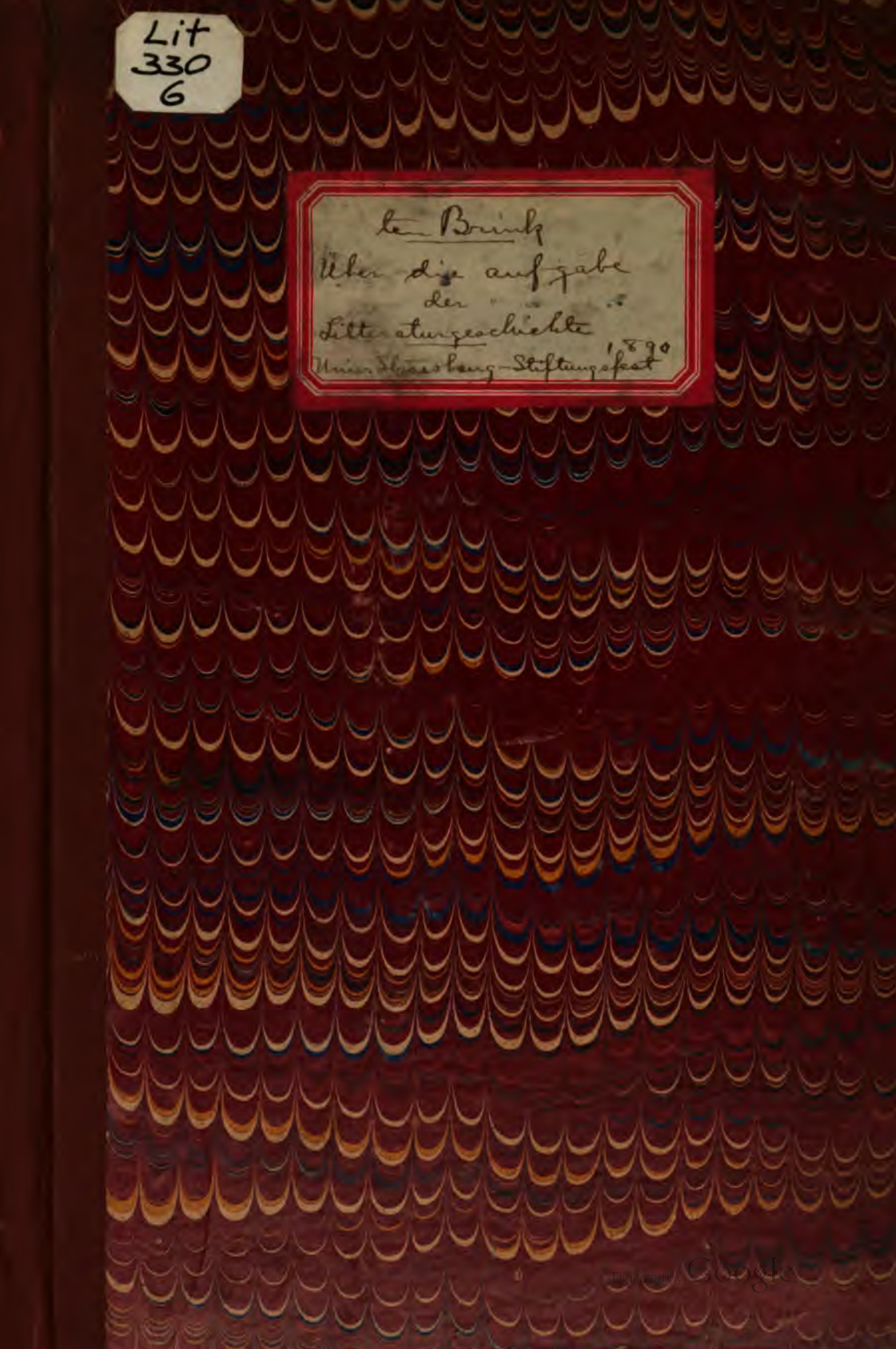

Lit
330
6
ten Brink
Über die aufgabe
der
Litteraturgeschichte
1890
Univ. Strassburg-Stiftungsfest
Digitized by Google


VE
RI
TAS



DAS

STIFTUNGSFEST

DER

KAISER-WILHELMS-UNIVERSITÄT

STRASSBURG

AM 1. MAI 1890.

STRASSBURG
Universitäts-Buchdruckerei von J. H. Ed. Heitz
(Heitz & Mündel)
1890.

Das Stiftungsfest der Universität wurde in diesem Jahre nicht, wie üblich, in der Aula, sondern in dem festlich geschmückten Lichthofe des Collegienhauses gefeiert, da einem Beschlusse des akademischen Senats zufolge bei dieser Gelegenheit zugleich die Enthüllung der im Lichthofe aufgestellten Büste des verstorbenen Professors de Bary stattfinden sollte. Zur Feier hatten sich der Kaiserliche Statthalter in Elsass-Lothringen, Seine Durchlaucht Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, sowie die Spitzen der Civil- und Militärbehörden eingefunden, zahlreiche Damen und ein grosser Theil der Studentenschaft waren anwesend, die studentischen Corporationen vollzählig durch Fahnengruppen vertreten.

Der akademische Gesangverein, unter Leitung des Professors Dr. Jacobsthal, eröffnete die Feier durch Vortrag des Psalmes «Wende dich zum Gebet», nach der Composition von Bellermann. Darauf erstattete der Prorector, Prof. Dr. Merkel, den üblichen Jahresbericht, an den er die Verkündigung der Preise und der neuen Preisaufgaben knüpfte. Nach ihm betrat der Rector, Prof. Dr. ten Brink, die Rednerbühne und hielt seine Antrittsrede «über die Aufgabe der Litteraturgeschichte». Im Anschluss an diesen Vortrag sprach derselbe dann, indem die studentischen Fahnengruppen sich um das Denkmal aufstellten, die zur Enthüllung der Büste de Barys überleitenden Worte. Als die Hülle sank, stimmte der akademische Gesangverein eine Composition von Professor Jacobsthal an («Den Samen edler Lehre trägt», Text von Otto Girndt), durch deren Vortrag die Feier einen weihevollen Abschluss erhielt.

Der Jahresbericht sowie die beiden vom Rector gehaltenen Reden, endlich auch die Mittheilungen über die Preisaufgaben finden sich auf nachfolgenden Blättern abgedruckt.

JAHRESBERICHT

ERSTATTET VON DEM

PRORECTOR DR. A. MERKEL

O. PROFESSOR DES STRAFRECHTS.

Hochansehnliche Versammlung!

Die Kaiser-Wilhelms-Universität feiert heute ihren 18. Stiftungstag. Ihren Statuten gemäss ist diese Feier durch die Verkündigung des erfolgten Rectoratswechsels und einen kurzen Bericht über das verflossene Amtsjahr einzuleiten.

Am 1. Februar dieses Jahres hat das akademische Plenum Herrn Professor Dr. ten Brink von der philosophischen Facultät zum Rector für das neue Amtsjahr gewählt, und unter dem 17. März ist die Allerhöchste Bestätigung dieser Wahl erfolgt.

Am 21. August verflossenen Jahres ist die Universität durch einen Besuch Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria ausgezeichnet worden.

Zu festlicher Vereinigung der Universität mit ihren Gönnern und Freunden gab der kaiserliche Geburtstag Anlass, wobei Herr Professor Dr. Windelband, einem Wunsche des Rectors entsprechend, als Redner auftrat und die Gesinnungen des Lehrkörpers zum Ausdruck brachte.

Den Institutsgebäuden der Universität hat sich ein Neubau für das mineralogisch-petrographische und das geognostisch-paläontologische Institut eingereiht; der Neubau der Augenklinik ist begonnen worden.

Der Personalbestand unserer Hochschule hat mannigfache Aenderungen erfahren. Einer der Senioren des Lehr-

körpers, Herr Professor Dr. Baumgarten, hat sich emeritiren lassen. Möge die damit gewonnene Musse sich für ihn seinem Sinne gemäss zu dem gestalten, was wissenschaftlichen Geistern zu allen Zeiten als ein Begehrenswerthestes erschien, zu einer weit sich erstreckenden Zeit ungestörter Versenkung in fruchtbare, durch das Gefühl ungebrochener Kraft getragene und von der Freude des Gelingens begleitete wissenschaftliche Arbeit.

Zwei hervorragende Collegen haben sich anderen Hochschulen zugewendet. Herr Professor Dr. Leo hat einer Berufung nach Göttingen, Herr Professor Dr. Scheffer-Boichorst einer Berufung nach Berlin Folge geleistet.

Zwei begabte jüngere Mitglieder, Herr Privatdocent Dr. Kerry von der philosophischen und Herr Privatdocent Dr. Paul Meyer von der medicinischen Facultät, sind dem Lehrkörper durch den Tod entrissen worden.

Herr Professor Dr. Budde ist zum Ordinarius in der theologischen Facultät befördert worden. An Stelle des Herrn Professors Leo wurde Herr Professor Dr. Kiessling, bisher in Greifswald, für den Lehrstuhl des Herrn Professors Baumgarten Herr Professor Dr. Varrentrapp, bisher in Marburg, und als Nachfolger des Herrn Professors Scheffer-Boichorst Herr Professor Dr. Bresslau aus Berlin für unsere Universität gewonnen. Möge den neuen Herren Collegen hier eine sie voll befriedigende Wirksamkeit gesichert sein.

Habilitirt haben sich im verflossenen Amtsjahre die HHrn. Dr. Paul Horn für iranische Sprachen, Dr. Max Köppen für Psychiatrie und Nervenpathologie, Dr. Carl Johannes Fuchs für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft und Herr Dr. Siegmund Levy für englische Sprache und Litteratur.

Ein bewährter und verdienter Hilfsbeamter der Universität, Herr Universitätsgärtner Grün, erlag in diesem Jahre schweren Leiden.

Herr Dau von hier ist als Universitätsreitlehrer unter die Exercitienmeister aufgenommen worden.

Die Zahl derjenigen, welche an den Vorlesungen und an den Arbeiten in den Universitätsinstituten theilnahmen, betrug im Sommersemester 1889 879 Immatriculirte und 62 Hospitanten, im Ganzen 941, im Wintersemester 1889/90 942 Immatriculirte und 60 Hospitanten, im Ganzen 1002.[1]

Die Gesammtzahl der Promotionen belief sich im verflossenen Jahre auf 99. Davon entfallen auf die theologische Facultät 3 (honoris causa), auf die rechts- und staatswissenschaftliche Facultät 5, auf die medicinische Facultät 60, auf die philosophische Facultät 20 (darunter 1 honoris causa) und auf die mathematische und naturwissenschaftliche Facultät 11.

Für zahlreiche und namhafte Geschenke, welche sowohl den Universitätsinstituten wie der Universitäts- und Landesbibliothek auch in diesem Jahre zugewendet worden sind, spreche ich den gütigen Gebern im Namen unserer Hochschule den wärmsten Dank aus. Die Aufzählung des Einzelnen bleibt dem Drucke des Berichtes vorbehalten.[2]

Was die akademische Krankenkasse betrifft, so wurden im Rechnungsjahre 1889/90 im Civilhospital verpflegt 16 Studenten an 190 Verpflegungstagen. Arzneien wurden unentgeltlich abgegeben an 197 Studenten. Die Gesammtausgaben betrugen 1318,14 ℳ, wovon 475 ℳ auf die Verpflegung im Civilhospital, 843,14 ℳ auf die Abgabe von Arzneien fielen.

Stipendien wurden vergeben: im Sommersemester 1889 an 123 Petenten insgesammt 17,070 ℳ (darunter 8290 ℳ aus den Fonds des St. Thomasstifts), im Wintersemester 1889/90 an 137 Bewerber insgesammt 16,235 ℳ (darunter aus den Mitteln des St. Thomasstifts 7490 ℳ). Ausserdem kam im verflossenen Jahre das Engelmann'sche Stipendium im Betrage von 2000 ℳ, das zur Unterstützung junger Gelehrter bei

[1] **Vgl. dazu den Anhang: Uebersicht über den Besuch der Kaiser-Wilhelms-Universität im Jahrzehnte 1880/90.**

[2] **Vgl. S. 9 ff.**

historischen oder geographischen Forschungen bestimmt ist, zum ersten Male zur Verleihung. Dasselbe wird fortan in ungefähr der gleichen Höhe alljährlich verliehen werden.

Bismarckstipendien sind an folgende Studenten, deren Namen stiftungsgemäss am heutigen Tage verkündigt werden müssen, verliehen.

Im Sommersemester 1889:

an	stud.	theol.	Blase, Heinrich
„	„	„	Maier, Georg
„	„	iur.	Dörr, Johannes
„	„	„	Krumeich, Eduard
„	„	med.	Rœther, Otto
„	„	„	Stuehlen, Karl
„	„	„	Mouseler, Franz
„	„	phil.	Keller, Ludwig
„	„	„	Fischer, Arsenius
„	„	„	Radtke, Wilhelm
„	„	math.	Nopper, Hermann.

Im Wintersemester 1889/90:

an	stud.	theol.	Ackermann, Leop.
„	„	„	Jungholt, Heinr.
„	„	„	Roth, Otto
„	„	iur.	Vonderscheer, Leo
„	„	med.	Barz, Anton
„	„	„	Rosch, Ernst
„	„	„	Blas, Otto
„	„	„	Simon, Alfons
„	„	phil.	Schultz, Wilhelm
„	„	„	Blum, Friedr.
„	„	math.	Christoph, Philipp
„	„	„	Kintzinger, Justin.

ANHANG.

Verzeichniss der Geschenke,

welche der Universität und den mit ihr verbundenen Anstalten im Jahre 1889/90 zugegangen sind.

Anatomisches Institut.

Von Professor Taguchi (Tokio, Japan) Schädel eines Japaners und eines Aim. Von Cand. med. Crantz ein Buch.

Physiologisch-chemisches Institut.

Einige werthvolle Präparate von Professor Baumann in Freiburg.

Pathologisches Institut.

Einige werthvolle Präparate für das Museum.

Medicinische Klinik.

Einige kleinere Werke.

Philosophisches Seminar.

Von mehreren Herren Broschüren und kleinere Werke.

Historisches Seminar, Abtheilung für neuere Geschichte.

Verschiedene Monographien von Prof. Scheffer-Boichorst und die Fortsetzung des Archivs für österreichische Geschichte von Prof. Michaelis.

Kunstarchäologisches Institut.

Von der Centraldirektion und von der athenischen Abtheilung des deutschen archäologischen Instituts, von Prof. v. Brunn in München, Dr. Puchstein in Berlin, Dr. Hauser in Stuttgart, Dr. Lehner in Strassburg und von dem Direktor Prof. Michaelis mehrere Bücher; von letzterem überdies eine umfangreiche Sammlung von Kunstblättern, darunter die Originalzeichnungen etruskischer Wandgemälde in Cornets von O. M. v. Stackelberg, A. Kestner und J. Thürmer.

Kunstgeschichtliches Institut.

Von Prof. Michaelis, von Maler Nissen in Köln einige Bücher und Broschüren. Von Prof. Janitschek und Herrn v. Terey einige Photographien.

Philologisches Seminar.

Einige Dissertationen.

Seminar für deutsche Philologie.

Von Dr. Becker, Dr. Wolff, cand. Heye und dem Direktor des Seminars, Prof. Dr. Martin, verschiedene Druckschriften.

Romanisches Seminar.

Kleinere Werke von dem Vorstande des Seminars.

Geographisches Seminar.

Von Oberlehrer Dr. Hergesell in Buchsweiler, Jahrgang 1886—1887 der «Beiblätter zu den Annalen der Physik und Chemie» von Wiedemann.

Zoologisches Seminar.

Von Dr. Debus in Tübingen einige konservirte Seethiere.

Botanisches Institut.

Werthvolle Geschenke lebender Pflanzen erhielt der Garten von den botanischen Gärten zu Edinburgh und Leiden, einige Samensendungen aus dem botanischen Garten zu Buitenzorg und von dem zur Zeit ebendaselbst weilenden Dr. Karsten.

Im Institut sind verschiedentlich Bereicherungen der Sammlung erzielt worden. Herr Oberstabsarzt Dr. Schröter in Breslau schenkte eine Typensammlung als Beleg zu seiner schlesischen Pilzflora, Herr Appellationsrath Dr. Arnold in München die Fortsetzung seiner Lichenes exsiccati, Herr Professor Dr. Farlow in Cambridge (Massachusetts) zwei weitere Fascikel seiner Algae americanae, Herr Dr. O. Warburg, derzeit zu Berlin, Alkoholmaterialien der Rafflesia Schadenbergiana von den Philippinen, Herr Prof. Dr. Kurz in Córdoba (Argentinien) Exemplare von Pilostyles Berterii und Myzodendron aus Patagonien. Durch den Ausstellungskommissär der Argentinischen Regierung bei der letzten Pariser Weltausstellung erhielt das Institut als Geschenk eine Collection dort einheimischer Hölzer, das Berliner botanische Museum übersandte tropische Früchte, vom British Museum wurden durch Tausch specimina der Rafflesia Manillana Tesehem. erhalten.

Der Institutsbibliothek gingen Geschenke zu, von dem Director, von Prof. Zacharias, von der Redaction der botanischen Zeitung, von Dr. Murray zu London, und von Prof. Mac Leod zu Gent.

Mineralogisches und petrographisches Institut.

Von den Professoren Benecke und Graf zu Solms-Laubach sowie von den Herren Jäckel, Linck, Hahn, Hauthal und Wedel in Strassburg, Hofmann in Auerbach und Fischer in Sommerkahl verschiedene Mineralien.

Geognostisch-paläontologisches Institut.

Von Sr. kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Leopold und von Prof. Graf zu Solms-Laubach, je ein Buch. Von Prof. Graf zu Solms-Laubach, hier, Prof. Steinmann, Dr. Graeff, Prof. Boehm, in Freiburg i. B., Prof. Andreæ, in Heidelberg, Oberförster v. Berg, Dr. Ulrich, Dr. Valentin, Herrn Hauthal, Herrn Wedel, hier: Gesteine und Petrefacten.

Pharmaceutisches Institut.

Von den Herren Schimmel & Comp. in Leipzig und Dr. Welle in Frankfurt a. M., einige Geschenke.

Astronomisches Institut.

Von den verwandten auswärtigen Instituten eine grosse Anzahl zum Theil sehr werthvoller Werke.

Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.

Grössere Geschenke wandten der Bibliothek im Jahre 1889/90 zu:

1. Dr. Stiebel, Frankfurt am Main.
2. Ministerio de Fomento, Madrid.
3. Dr. Faudel, Colmar.
4. Christian Hammer, Stockholm.
5. Universitäts-Bibliothek, Budapest.
6. Prof. Dr. Gerland, Strassburg.
7. Corporation of the City of London.
8. Prof. Dr. Michaelis, Strassburg.
9. Kreisbauinspector Frh. v. Althaus, Colmar.
10. Teylers Stichting, Haarlem.
11. Charles Grad, Mitglied des deutschen Reichstags und des Landesausschusses von Elsass-Lothringen, Logelbach.
12. Rector Jungk, Saarbrücken.
13. Dr. Aimé Reinhard, Schiltigheim.
14. Commission Argentine de l'Exposition universelle de Paris, 1889, Paris.
15. Prof. Dr. Kiessling, Strassburg.
16. Kais. archäologisches Institut, Athen.
17. Theodor Müller, Helmstedt.
18. Conrad Fiedler, München.
19. Louis Ferdinand Frh. von Eberstein, Berlin.
20. Paul Ristelhuber, Strassburg.
21. Frau Dr. med. Schmidt, Frankfurt a. M.
22. Dr. A. Fournier, Rambervillers (Vosges).
23. Ministerium des Königlichen Hauses, Berlin.

BERICHT

ÜBER DIE

PREISBEWERBUNG FÜR DAS JAHR 1889/90

UND ÜBER DIE

PREISAUFGABEN FÜR DAS JAHR 1890/91

SOWIE ÜBER DIE PREISAUFGABEN

DER LOBSTEIN-PREISSTIFTUNG

UND DER

MAX MÜLLER'SCHEN PREISSTIFTUNG.

I. Die EVANGELISCH-THEOLOGISCHE FACULTÆT hatte für die dermalige Bewerbung die Preisaufgabe gestellt:

„Darstellung der von Leibnitz ausgehenden Unionsversuche."

Es sind zwei Bearbeitungen eingelaufen, von denen die eine mit dem Motto: „In trauriger Periode Deutschlands und der christlichen Kirche geboren, war Leibnitz ein Deutscher und ein Christ (Kirchner)" nach Inhalt wie Form in so starker Weise von den benutzten Quellen abhängig ist, dass sie für den Preis überhaupt nicht in Betracht kommen kann.

Der Verfasser der zweiten Arbeit mit dem Motto: „Mais c'est la destinée des modérés. On prend avantage de leur facilité sans leur en savoir gré; et puis, quand ils ne peuvent aller aussi loin qu'on veut, il semble qu'on fait leur condition pire que celle de ceux qui se tiennent tout à fait éloignés (Leibnitz à Pelisson, 8 déc. 1692)" hat nicht nur in viel grösserem Umfang als der Verfasser der ersten Arbeit die auf den fraglichen Gegenstand bezügliche Litteratur bis in die neueste Zeit benutzt, er hat auch auf Grund derselben in durchaus selbständiger Weise eine lebendige und übersichtliche Darstellung der Unionsverhandlungen von Leibnitz gezeichnet. Ist auch der Verfasser in der Darstellung der allgemeinen Zustände jener Zeit nicht immer glücklich

und lässt er auch die bereits aus den Zeitverhältnissen sich ergebende Kritik der Unternehmungen des Leibnitz vermissen, so zeigt die Arbeit doch so viel Fleiss, Sicherheit der Methode und eindringendes Urtheil, dass die Facultät nicht ansteht, der Arbeit den ganzen Preis zuzuerkennen.

Als Verfasser der Arbeit ergab sich: Edmund Unsinger, stud. theol. aus Bischweiler.

II. Von den Preisaufgaben, welche die RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFTLICHE FACULTÆT gestellt hat, hat nur die dem Gebiete der Staatswissenschaften entnommene:

> „Die neuesten deutschen Sterblichkeits-Tafeln sollen „in Bezug auf Grundlagen, Verfahren und Ergeb- „nisse wissenschaftlich geprüft werden,“

eine Bearbeitung erfahren, die unter dem Motto „Die formale Prüfung der Methode einer Sterblichkeitsmessung ist die unerlässliche Vorbedingung für jede materielle Discussion der Ergebnisse“ eingereicht worden ist.

Die Facultät hat über diese Arbeit folgendes Urtheil gefällt: „Der Verfasser hat die vorgelegte Aufgabe etwas enger begrenzt, indem er sich auf eine quellenmässige Darstellung der Sterblichkeitsmessung der Versicherungsanstalten vom Anfang an bis zur Gegenwart beschränkte. Innerhalb dieses Gebiets hat er eine solche Vollständigkeit erreicht und solchen Scharfsinn bewiesen, dass die Arbeit als eine werthvolle Bereicherung der Wissenschaft zu betrachten ist und Alles bietet, was irgend zu erwarten war. Die Facultät ertheilt daher der Arbeit den vollen Preis.“

Der Verfasser ist: Eduard Roghé, stud. der Staatswissenschaften aus Bremen.

III. Die von der MEDICINISCHEN FACULTÆT für 1889/90 gestellte Preisaufgabe:

„Uebersichtliche Zusammenstellung, kritische Beur-
„theilung und experimentelle Prüfung der bei toxi-
„kologischen Untersuchungen am Herzen beobach-
„teten Thatsachen"

hat eine Bearbeitung gefunden, die das Motto trägt: „Es ist ein sicheres Kriterium der Menge und des Wertes der Entdeckungen, die in einer Wissenschaft zu erwarten sind, wenn die Thatsachen noch unverkettet, fast ohne Beziehungen auf einander dastehen, ja wenn mehrere derselben, und zwar mit gleicher Sorgfalt beobachtete, sich zu widersprechen scheinen. (Humbold, Kosmos.)" Dieselbe behandelt das Thema zwar nicht in seinem ganzen Umfange, ist aber ausgezeichnet durch den grossen, auf das Studium der sehr umfangreichen Litteratur verwendeten Fleiss, durch verständnissvolle Auswahl und passende Gruppirung des aus zahllosen Einzelbeobachtungen bestehenden Stoffes, ferner durch zutreffende kritische Urtheile und erläuternde Bemerkungen sowie endlich durch knappe und klare Darstellung und eine einfache, ungekünstelte Sprache. Aus diesem Grunde hat die Facultät der Arbeit als Preis die volle zur Verfügung stehende Summe zuerkannt.

Als Verfasser ergab sich: Otto Rœther, cand. med. aus Strassburg.

Die für den Preis LOBSTEIN gestellte Aufgabe hat keine Bearbeitung gefunden.

IV. Von den Preisaufgaben der PHILOSOPHISCHEN FACULTÆT sind zwei bearbeitet worden.

Es ist für die Aufgabe:

„De Xanthi Lydiacis ita disputandum est, ut „quinam posteriorum temporum scriptores eis usi „sint demonstretur et quid Dionysii Scytobrachionis „narrationes a veris Xanthi historiis differant, „explicetur"

eine Bearbeitung mit dem Motto: „σκοπεῖν δὲ χρὴ παντὸς χρήματος τὴν τελευτὴν κῇ ἀποβήσεται (Herod. I, 32)“ eingelaufen, über welche die Facultät folgendes Urtheil fällt:

Der Verfasser hat mit grossem Fleisse den weitschichtigen Stoff gesammelt und ist mit selbständigem, oft auch glücklichem Urtheil an die Beantwortung der gestellten Frage gegangen. Es ist nicht zu leugnen, dass die Resultate nur zum Theil für gesichert gelten können, und dass manches übergangen ist, welches mit grösserer Sicherheit zu ermitteln war; trotzdem aber hat die Facultät unter besonderer Hervorhebung von des Verfassers unermüdlicher Energie, guter Methode und unbeschränkter Hingabe an den Stoff kein Bedenken getragen, der Arbeit den vollen Preis zuzuerkennen.

Verfasser der Arbeit ist: Wilhelm Radtke, stud. phil. aus Hagenau.

Die Bearbeitung der Preisaufgabe:

„Der Amazonenstrom“

trägt das Motto: „The Amazonas is a world, and no one need hope to exhaust its wonders.“

Der Verfasser hat eine umfassende, alles Wesentliche berücksichtigende Schilderung der geographischen und hydrographischen Verhältnisse des Amazonassystems gegeben, wie sie die geographische Litteratur noch nicht besitzt. Er stützt sich auf ein reiches Quellenmaterial, welches er mit gesunder Kritik behandelt; er zeigt überall richtigen wissenschaftlichen Sinn, sicheres Wissen und scharfes Urtheil. Daher erkennt die Facultät ihm den vollen Preis zu.

Als Verfasser ergab sich: Karl Schichtel, stud. phil. aus Idstein, Reg.-Bez. Wiesbaden.

V. Die von der MATHEMATISCHEN UND NATURWISSENSCHAFTLICHEN FACULTÆT gestellten Preisaufgaben sind nicht bearbeitet worden.

* * *

Für das Universitätsjahr 1890/91 werden folgende Preisaufgaben gestellt:

I. Von der EVANGELISCH-THEOLOGISCHEN FACULTÆT:

„Die Frage nach Einheit, Abfassungszeit, Bedeutung „des Abschnittes Sach. 9—14 soll unter Benutzung „der neuesten Litteratur erörtert werden. Besondere „Sorgfalt ist auf die Untersuchung von Sprache, Stil „und Anklängen an andere alttestamentliche Bücher „zu verwenden.“

Die Bearbeitungen können in deutscher oder in französischer Sprache abgefasst werden und sind bis zum 1. Februar 1891 dem Decan einzureichen.

II. Von der RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFTLICHEN FACULTÆT:

1. Aus dem Gebiete des römischen Rechts:

„Diocletians Rescripte an Frauen, nach den zu Grunde „liegenden Rechtsverhältnissen geordnet und erläutert.“

2. Aus dem Gebiete des Civilprocesses:

„Die geschichtliche Entwicklung des Zwangsnachlasses „(s. g. Concordat, Accord, Zwangsvergleich) in dem „mittelalterlich italienischen Statutarrecht und dem „späteren gemeinen Recht in Deutschland bis zur „deutschen Concursordnung, unter Berücksichtigung „der wichtigsten Particulargesetzgebungen.“

3. Aus dem Gebiete der Staatswissenschaften:

„Die Acciseverfassung der östlichen Provinzen „Preussens gegen Ende des 18. Jahrhunderts in „ihren Beziehungen zur Handelspolitik."

Die Arbeiten sind in deutscher Sprache abzufassen und bis zum 1. Februar 1891 dem Decan einzureichen.

III. Von der MEDICINISCHEN FACULTÆT:

„Es werden verlangt kritische Auseinandersetzungen „und, wenn möglich, Untersuchungen über die Ver- „änderungen der Reflexthätigkeit und der Muskel- „erregbarkeit in Krankheiten des Nerven- und „Muskelapparates."

(Bei zahlreichen Krankheiten des Nervensystems sind Veränderungen der Reflexthätigkeit und der Muskelerregbarkeit gefunden worden. Es soll die Frage erörtert werden, 1) ob und unter welchen Umständen die Anomalien beider in gleichem Sinne neben einander her oder gar parallel mit einander gehen; 2) ob ebenso wie die gesteigerte Reflexthätigkeit auch gesteigerte Muskelerregbarkeit in Folge davon auftritt, dass hemmende Einflüsse ausfallen).

Die Bearbeitungen sind in deutscher Sprache abzufassen und bis zum 1. März 1891 dem Decan einzuliefern.

IV. Von der PHILOSOPHISCHEN FACULTÆT:

1. „Die Facultät wünscht eine allseitige und mög- „lichst systematische Entwicklung der verschiedenen „Formen der Uebertragung, durch welche Gefühle, „Willensthätigkeiten und Werthurtheile von ihren „ursprünglichen Gegenständen auf andere übergehen. „Es bleibt dem Bearbeiter überlassen, den Schwer- „punkt der Untersuchung in das ethische oder „ästhetische Gebiet zu verlegen."

2. „Ueber die Gesammtanlage der grösseren Heilig-
„thümer und Feststätten Griechenlands, mit Rück-
„sicht auf die Bedingungen des Cultus und die
„künstlerische Durchführung."

Die Bearbeitungen sind bis zum 15. Februar 1891 dem Decan der philosophischen Facultät einzuliefern.

V. Von der MATHEMATISCHEN UND NATURWISSENSCHAFTLICHEN FACULTÆT werden die beiden vorjährigen Aufgaben wiederholt:

1. „Es ist zu untersuchen, ob der Inhalt der echten
„Milchschläuche sich regelmässig durch eigen-
„thümliche Bestandtheile, z. B. Kautschuk, von dem
„milchigen Safte anderer Pflanzenzellen unter-
„scheidet."

2. „Die Facultät verlangt eine experimentelle För-
„derung der Kenntniss des osmotischen Drucks."

Die Arbeiten sind bis zum 1. März 1891 dem Dekan einzureichen.

Für alle vorstehenden Preisaufgaben der Facultäten gilt die Bestimmung: Zur Bewerbung sind nur solche Studenten zugelassen, welche innerhalb des auf die Verkündigung der Aufgaben folgenden Jahres in Strassburg immatriculirt sind.

Zur Bewerbung um den Preis LOBSTEIN wird folgende Aufgabe gestellt:

„Durch Untersuchung soll festgestellt werden,
„welchen Antheil an den intravitalen Gerinnungen
„innerhalb der Höhlen des menschlichen Körpers,
„namentlich an der Thrombose die morphologi-
„schen Elemente der Flüssigkeiten nehmen, welche
„in den betreffenden Höhlen und Kanälen ent-
„halten sind."

Die Bearbeitungen sind bis zum 1. März 1891 dem Decan der medicinischen Facultät einzuliefern. Die Bewerbung kann auch Nicht-Studirenden gestattet werden, doch erlischt das Anrecht zur Zulassung vier Jahre nach Beendigung des akademischen Studiums.

Der Preis beträgt 225 Mark.

Die Aufgabe der MAX MÜLLER'schen Preisstiftung lautet:

„Die unter dem Namen Mâitrayanîya oder Mânava
„bekannte Recension des schwarzen Jajurveda
„ist in der Strassburger Handschriftensammlung
„durch eine Reihe von zum Theil wenig umfang-
„reichen Schriften vertreten. Eine derselben soll
„bearbeitet, d. h. der Text zur Herausgabe fertig-
„gestellt und übersetzt, ihre Beziehungen zu
„verwandten Werken untersucht und ihre Be-
„sonderheiten dargelegt werden.

Zur Bewerbung zugelassen sind nicht bloss Studenten, sondern auch solche, welche ihre Studien bereits vollendet haben, beide nur, insofern sie wenigstens vier Semester bei der Universität Strassburg immatriculirt waren; dabei wird das Semester, in welchem die Arbeit einzureichen ist, für voll gerechnet.

Der Anspruch auf Zulassung erlischt vier Jahre nach Ablauf des akademischen Trienniums.

Die Preisarbeiten können in deutscher, englischer, französischer, italienischer oder lateinischer Sprache abgefasst sein.

Die Preisarbeiten müssen spätestens am 1. Dezember 1891 bei dem Decan der philosophischen Facultät abgeliefert werden.

Der volle Preis beträgt 750 Mark.



ÜBER DIE AUFGABE

DER

LITTERATURGESCHICHTE.

REDE

GEHALTEN VON DEM

RECTOR DR. BERNHARD TEN BRINK

O. PROFESSOR DER ENGLISCHEN PHILOLOGIE.

Hochansehnliche Versammlung!

Werthe Commilitonen!

Der innige Zusammenhang mit dem Geistesleben der Nation, dessen sich unsere deutschen Universitäten rühmen dürfen, äussert sich ganz besonders in der Leichtigkeit, womit sie ihren Lehrorganismus und ihren Lehrapparat den jeweiligen Bedürfnissen und Tendenzen der Wissenschaft anzupassen vermögen. Der Abzweigung einer neuen Disciplin vom Stamme wissenschaftlicher Forschung pflegt in nicht langer Frist die Schöpfung eines neuen Lehrstuhles an unseren Hochschulen zu folgen; der Platz, den irgend ein Kreis von wissenschaftlichen Bestrebungen im Bewusstsein und in der Schätzung der Zeit einnimmt, findet in der Regel einen leidlich entsprechenden Ausdruck in dem Aufwand an Lehrorganen und Lehrmitteln, womit unsere Hochschulen solche Bestrebungen ausgestattet zeigen. Dieser Sachverhalt aber — und darin liegt seine Erklärung und seine Bedeutung — ist sowohl die Bedingung wie die Folge des überwiegenden Einflusses, den in Deutschland die Universitäten auf die Entwicklung der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag üben.

Als die jüngste in der Reihe der deutschen Hochschulen hat die Kaiser-Wilhelms-Universität, ohne wohlerworbene Ansprüche des Alters zu verletzen, sich doch gerade der jüngeren Zweige wissenschaftlicher Forschung mit Wärme und lebendigem Verständniss angenommen. Dahin gehören auch jene Wissenschaften, deren einer heute die Möglichkeit gegeben ist, aus der Enge des Hörsaals auf einen freieren Plan hinauszutreten: ich meine die Disciplinen, welche das in Sprache und Litteratur sich ausprägende Geistesleben der neueren Culturvölker in seiner historischen Entwicklung zum Gegenstande haben. Die Gelegenheit könnte einem Versuche günstig scheinen, für diese Forschungsgebiete Propaganda zu machen, indem man einstimmte in das vieltönige Concert, welches die Vertreter einer weitverbreiteten Zeitrichtung aufführen. Indess der Streit über den Vorrang der Alten oder der Neuern gehört in seiner klassischen Form selber der Vergangenheit an; er fällt in eine Epoche, welche, weil sie sich gar nicht ernstlich die Mühe gab, die geistigen Kräfte, von denen sie selber getragen wurde, zu begreifen, das Alterthum zwar im Einzelnen zu überschätzen, im Ganzen jedoch nicht zu würdigen vermochte. Es wäre zwecklos, jenen Streit neu aufzurühren, und bedenklich, das Terrain zu betreten, auf welches der gegenwärtig um die Schule tobende Kampf ihn in veränderter Gestalt hinübergespielt hat. Dem Geiste unserer Hochschule, welche sich als Kind zugleich des Renaissancezeitalters und des Jahrhunderts unsrer nationalen Wiedergeburt fühlt, dürfte es auch besser entsprechen, wenn ich — anstatt das Neue dem Alten gegenüberzustellen, wie etwas, das ihm den Rang streitig machen möchte — vielmehr Ihre Aufmerksamkeit auf eine Form jener Macht zu lenken suche, welche Beides vermittelt, welche die lebendigste Gegenwart mit der entlegensten Vergangenheit verknüpft und in unzähligen Fällen die Vergangenheit für uns zur Gegenwart macht. Dem, was man Ueberlieferung nennt,

und zwar der eigentlich typischen und bedeutungsvollsten Gestalt derselben hoffe ich näher zu treten, indem ich Sie von der Wissenschaft der Litteraturgeschichte unterhalte.

Was ist Litteraturgeschichte? Worin besteht ihre eigentliche Aufgabe? Für diese Frage möchte ich mir in gegenwärtiger Stunde Ihre Aufmerksamkeit erbitten, — nicht etwa in der Hoffnung, sie auch nur einigermassen erschöpfend beantworten zu können, wohl aber in der Absicht, womöglich einiges Licht über sie zu verbreiten.

Ein derartiger Versuch erscheint heutigen Tages um so mehr am Platze, als wir uns nicht verhehlen dürfen, dass die Gegenwart im Ganzen über die angedeutete Frage sehr ungenügend orientirt ist, wie sie ihr auch nur ein geringes Mass von Theilnahme entgegenbringt. Weit hinter uns liegt die Zeit der Romantik mit ihren allgemein verbreiteten schöngeistigen und zumal litterarischen Interessen. Es ist begreiflich, wenn im Gefolge der klassischen Epoche unsrer deutschen Litteratur der Sinn für Litteratur und ihre Geschichte überhaupt erwachte. Ebenso begreiflich aber ist es anderseits, wenn die aus einem grossen politisch-nationalen Aufschwung hervorgegangene Gegenwart sich weit mehr um Politik und um politische Geschichte kümmert und, soweit sie daneben für die Litteratur noch einen Ehrenplatz in ihrem geistigen Haushalt erübrigt, solchen den Schriftstellern der eigenen Nation vorbehält. Wer wollte sich auch dieser letztern Erscheinung nicht freuen? Und so würde man von der Beschaffenheit jenes geistigen Haushalts sich vollkommen befriedigt, ja erbaut fühlen können, sähe man dort nur nicht in den Ecken und Winkeln, in den Vorzimmern und auf den Gängen eine Litteratur höchst fragwürdiger Art umherliegen, und in dieser nun doch wieder das Ausland aufs stärkste vertreten — leider mit solchen Producten, deren gewichtigster Anspruch auf Beachtung in einem gewissen Schein der Neuheit liegt.

Wie man nun auch von einem allgemeinern Standpunkt aus über das angedeutete Verhältniss denken möge, im Interesse der Litteraturgeschichte liegt es zweifellos, ja für sie ist es geradezu Lebensbedürfniss, dass es ihr gelinge, weiteren Kreisen der Nation eine wärmere Theilnahme abzulocken. Das Gedeihen dieser Wissenschaft hängt schon darum von ihren Beziehungen zur Bildung der Gesammtheit ab, weil den wichtigsten Gegenstand der litterarhistorischen Betrachtung solche Geisteswerke bilden, welche einmal dazu geeignet oder doch dazu bestimmt waren, das Interesse einer ganzen Nation oder wenigstens ihrer gesammten geistigen Aristokratie für sich zu gewinnen.

In ihren Anfängen erscheint die Litteratur wie ein in sich gleichartiges, einheitliches Ganzes. Es ist als ob der ursprüngliche, weit vor dem Beginne schriftmässiger Ueberlieferung liegende Culturzustand, wonach Poesie, Wissenschaft und religiöser Glaube im Mythus ungeschieden beisammen waren, in seinen Folgen noch in die litterarische Zeit hinein fortwirkte. Zwar hat überall da, wo eine Litteratur ins Leben tritt, was anfänglich einfach schien, sich bereits differenzirt, die Poesie hat sich aus ihrer Gebundenheit gelöst und aus sich selber klar unterschiedene Stilgattungen zu entwickeln begonnen; bald bilden sich auch die Anfänge einer historischen und wissenschaftlichen Prosa, und nun eigentlich erst scheint die Dichtung zum vollen Bewusstsein ihrer eigenen Art zu erwachen, indem sie sich zur höchsten ihrer Schöpfungen, dem Drama, aufschwingt. Aber noch immer zeigt sich die Litteratur von einem einheitlichen Geiste insofern getragen, als die Gesammtheit ihrer Erzeugnisse allen geistig Regsameren, allen glücklicher Entwickelten im Volke zugänglich ist. Dieser Zustand schwindet erst mit der fortschreitenden Ausbildung der Wissenschaften. Je reicher sich diesen der Inhalt, je verwickelter die Aufgaben gestalten und je nothwendiger ihnen daher streng geregelte Verfahrungsweisen werden, in demselben Masse beginnt jede

Wissenschaft entschiedener ihre eigene Sprache zu reden, welche nur dem Eingeweihten verständlich ist.

Inmitten dieser Trennung und Spaltung aber, welche sich dem ungeübten Ohr wie eine babylonische Verwirrung bemerklich macht, fährt die Dichtung fort die uralte Sprache des Menschengeschlechts zu reden, indem sie was immer das Menschenherz ergreift und bewegt, hebt und drückt, Allen vernehmlich und fasslich ausspricht. Nach wie vor auch lässt der Geschichtschreiber die Geschicke der Völker, welche die menschliche Culturentwicklung vertreten, in gemeinverständlicher Darstellung an unserm geistigen Auge vorüberziehen. Jetzt wie früher sehen wir den Redner, mit allen Mitteln der lebendigen Volkssprache ausgerüstet, sich in den geistigen Kampf stürzen, der für den Zuschauer immer anziehend bleibt, mag er himmlischem oder irdischem Gute gelten. Und noch immer geschieht es, dass der Mann der Wissenschaft die mühselige Wochenarbeit der Einzelforschung durch Feierstunden der Sammlung, der auf das Ganze gerichteten Betrachtung unterbricht, an deren Ergebnissen er — über den Kreis seiner Zunftgenossen hinaus — gerne Alle theilnehmen lässt, die ihm zuhören mögen.

Was diese durch die Schrift der Mitwelt zugänglich machen und der Nachwelt überliefern, bildet die Litteratur im engeren Sinne, welche von der alten, das Ganze durchdringenden, geistigen Gemeinschaft den werthvollsten Rest in sich bewahrt und eben desshalb das eigentliche Forschungsobjekt für den Litterarhistoriker ausmacht. Die Linie, welche diesen Theil der litterarischen Production aus der Gesammtheit heraushebt, bewegt sich um einen Punkt herum, der zweifellos zugleich das Centrum des Ganzen ist; sie selbst aber beschreibt keineswegs genau die Bahn des Kreises, und dort wo sie das Gebiet der wissenschaftlichen Prosa durchschneidet ist sie schwer zu erkennen, ja erscheint sie durchaus unbestimmt. Entschieden hebt sich das diesseits und jenseits der Linie liegende — wie durch verschiedene Farbe — nur in

solchen Epochen von einander ab, wo die Gelehrten für den schulmässigen Betrieb der Wissenschaft über eine besondere Sprache — nicht bloss im figürlichen, sondern im buchstäblichen Sinne — verfügten. Was z. B. im abendländischen Mittelalter nicht lateinisch, sondern in irgend einer Volkssprache geschrieben wurde, das fällt schon aus diesem Grunde zweifellos innerhalb jener Grenzlinie. Zu anderen Zeiten aber — und man braucht hier nur an die Litteratur der modernen Culturvölker zu denken — liegt die Sache viel weniger einfach, und der Forscher hat sich nach anderen, mehr das Innere der Schriftwerke berührenden Kriterien umzusehen. Am wichtigsten unter diesen ist zweifellos das Verhältniss zwischen Form und Inhalt, die Darstellungsweise.

Es gibt eine Auffassung der Litterarhistorik — und zwar ist sie auch bei solchen vertreten, welche viel über den Gegenstand reflectirt zu haben scheinen — wonach ihre Aufgabe bei der Erforschung sprachlicher Geisteswerke sich auf die formell ästhetische Seite derselben beschränkte, wonach also Litteraturgeschichte zu definiren wäre als die Wissenschaft von der Entwicklung der Kunst sprachlicher Darstellung. Durch diese Begriffsbestimmung aber wird das Wesen der Sache nicht erschöpft; von der eigentlichen Aufgabe unserer Wissenschaft deutet sie zwar einen sehr wichtigen, immer aber nur einen Theil an. Dass jene Aufgabe über den Bereich der bloss formellen Elemente in der Litteratur hinausgeht, ergibt sich nicht nur aus der übereinstimmenden Praxis aller namhaften Litterarhistoriker, es ergibt sich vor allem aus dem Begriff der Darstellung selbst, der zwar in abstracto, nicht aber in seiner concret historischen Erscheinung erfasst werden kann ohne stete Rücksicht auf das Dargestellte.

Systematische Untersuchung erfährt die Kunst der sprachlichen Darstellung bekanntlich in den Disciplinen, die man seit zwei Jahrtausenden und darüber Poetik und Rhetorik nennt und — bezeichnender Weise — noch immer nicht

recht zu einem einheitlichen und abgerundeten Ganzen zu verbinden gelernt hat. Den Leistungen der Alten auf jenen Gebieten kommt die höchste Bedeutung zu, sie sind jedoch theils, wie in der Poetik, sehr fragmentarischer, theils vorwiegend descriptiver Art und dabei mehr von der Rücksicht auf die Praxis als von rein theoretischem Interesse bestimmt. Was aber in neuerer Zeit von Aesthetikern, Philologen oder praktischen Pädagogen auf der alten Grundlage weiter gebaut worden ist, entbehrt zwar nicht der geistvoll entworfenen und trefflich ausgeführten Partien, macht jedoch im Ganzen den Eindruck eines noch recht unvollendeten und dabei schon halb wieder in Trümmern liegenden Gebäudes. Der Litterarhistoriker, der doch von hier aus seine Aufgabe in Angriff nehmen soll, vermag sich darin nicht wohnlich einzurichten und sieht sich genöthigt, an eine der alten Mauern sich anlehnend oder auf einem Stück blossgelegten Fundamentes, halb aus altem, halb aus neuem Material sich einen Nothbau für den eigenen Bedarf herzurichten. Darin fühlt er sich dann oft unbehaglich, unsicher, in seinen Bewegungen beschränkt, und leider merkt man ihm solches an; manche nothwendige Arbeit vermag er gar nicht vorzunehmen, weil die Gegenstände, auf die solche sich zu richten hätte, zu gross sind, um unter seinem improvisirten Dache Platz zu finden.

Für einen sehr wesentlichen Theil ihrer Aufgabe — die stilistische Charakteristik der litterarischen Erscheinungen — erweisen die Litterarhistoriker auch unserer Tage sich zwar mehr oder weniger gut, jedoch eigentlich alle recht unvollkommen ausgerüstet. Mit Recht hat man ihnen vorgeworfen, dass sie sich gewöhnlich damit begnügen, den Eindruck, den irgend eine Darstellung auf den Leser oder Hörer macht, mittelst reicher Anwendung von Analogien und Bildern zu beschreiben und im günstigen Fall eine psychologische Charakteristik des Autors selber damit verbinden. Das in der Mitte liegende, der eigentliche Kern der Sache,

die Darstellungsmittel, deren sich der Autor bedient, werden entweder gar nicht oder doch nur sehr unvollständig und sehr ungenügend — desto besser, je auffälliger sie im Einzelnen sind — bestimmt.

Wagen wir, da unsere Aufgabe uns dazu drängt, den Versuch, das Reich der Darstellung im Fluge zu durchmessen, so mag es sich empfehlen, mit derjenigen Seite an ihr zu beginnen, welche direct das Darstellungsmaterial, d. h. in unserem Fall die Sprache betrifft.

Zunächst gibt es hier ein Gebiet, auf dem der Laut in ganz analoger Weise verwandt wird wie der Ton in der Musik, — ein Gebiet, welches die Sprache mit der Tonkunst gemeinschaftlich hat und wo sie sich dieser annähert. Ich erinnere an die rhythmische Gestaltung der Sprache, wie sie streng durchgeführt erscheint in der gebundenen Rede, dagegen in freierer Bewegung oder auch intermittirend die künstlerische Prosa belebt. — Welch ein wunderbares Ding ist doch der Rhythmus! Ein Etwas, zu dem die Natur den Stoff und die Anregung bietet — überall da, wo sie gleichmässige Bewegung erzeugt — und doch eine Schöpfung des Menschen, sofern erst der Mensch die gleichen Bewegungsmomente zählt und mittelst ihrer die Zeit misst. „Wenn die Natur des Fadens ewige Länge, gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt“ — „wer theilt die fliessend immer gleiche Reihe belebend ab, dass sie sich rhythmisch regt?“ heisst es im Vorspiel zum Faust, und die Antwort zugleich auf diese und auf eine Reihe anderer Fragen lautet: „Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.“ — Und wie anziehend wird die Arbeit, den in der Sprache wirkenden Rhythmus zu erforschen, wenn wir über derselben inne werden, dass auch in Vers- und Strophenbildung nicht etwa Willkür herrscht, sondern dass der idealen Freiheit des Künstlers eine sehr reale Gesetzmässigkeit gegenübersteht, welche um so deutlicher wird, je mehr die historische Forschung sich auch hier auf statistischer Grundlage aufbaut. Wie bedeutungsvoll er-

scheint das Studium der Metrik zumal dann, wenn es — wie freilich zu oft — nicht unterlässt bis zu dem Ethos der Metren vorzudringen. Denn in künstlerischer Darstellung, und zumal in echter Poesie, hängt Alles auf das innigste zusammen. Auch das Stofflichste, Aeusserlichste in der Dichtung ist nicht bloss um seiner selbst willen, nicht bloss seiner eigenen Wirkungen wegen da, sondern drückt ein Geistiges aus, und nur desshalb bildet es einen integrirenden Theil der Darstellung. Wollen Sie sich mit Einem Schlage davon überzeugen, wie innig die intimsten Wirkungen der Dichtung manchmal mit dem Versbau zusammenhängen, so vergegenwärtigen Sie sich aus der Goetheschen Lyrik nur das kleine Meisterwerk „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'", und suchen sich die Frage zu beantworten: was von dem eigenthümlichen Reiz dieses Gedichts etwa übrig bliebe, wenn es in Prosa aufgelöst oder in andere Rhythmen umgegossen würde. Oder man frage sich etwa, wie das homerische Epos ohne den Hexameter, die altgermanische Epik ohne die allitterirende Langzeile, das Nibelungenlied ohne die Nibelungenstrophe, das altfranzösiche Epos ohne seine Tiraden, Ariosts Orlando ohne die Ottave, die französische Tragödie ohne den Alexandriner, Shaksperes und ebenso Schillers und Kleists Dramen ohne den Blankvers sich ausnehmen möchten. Gar oft ist es geradezu unmöglich zu entscheiden, ob der von dem Versbau auf die ganze übrige Darstellung ausgehende Einfluss oder aber die Bedingtheit des Versbaues durch den das Ganze erfüllenden Geist schwerer ins Gewicht fällt. — Nicht minder wichtig aber ist es für den Litterarhistoriker zu beobachten, wie in Epochen des künstlerischen Verfalls, bei vorwiegend nachahmenden Talenten jenes Verhältniss sich stark gelockert zeigt. Da tritt nicht selten der Fall ein, dass die Wahl des Metrums, weil auf bloss äusserer, historischer, keiner inneren Nothwendigkeit beruhend, uns willkürlich oder gar verfehlt erscheint; ja zuweilen werden wir finden, dass der Poet besser daran gethan hätte, ent-

weder gar nicht oder doch in Prosa zu schreiben — eingedenk der Maxime Carlyles, wonach Jeder, dem sich die Sprache nicht von selbst rhythmisch gestaltet, in Prosa schreiben soll. Dem echten Dichter entschlüpfen die Verse ja oft unbewusst. Bekannt ist die Entwicklungsgeschichte von Gœthes Iphigenie und Tasso, deren ältere, in ungebundener Rede geschriebene Fassungen vielfach schon — wie Gœthes Prosa so oft — die sich hervordrängende Rhythmik der Sprache erkennen lassen. Weniger allgemein bekannt dürfte es sein, dass auch in Molières Prosakomödien zahlreiche Stellen, auch wohl grössere Abschnitte vorkommen, welche unleugbar rhythmisch gegliedert sind.

Zu dem Rhythmus der Sprache gesellt sich als verwandtes Element das, was man als Laut- oder Klangfarbe bezeichnen möchte. Assonanz, Reim, Allitteration in ihren mannigfachen Formen und Functionen fallen in dieses Gebiet; hierher gehören aber auch die Wirkungen, welche von jeder weiteren Art von Gleichklang und Gleichlaut oder deren Gegentheil, welche von dem Vorherrschen derselben Laute oder von der harmonischen Verbindung verschiedener in der phonetischen Syntax der Rede ausgehen. Auch hier ist die Beziehung des Aeussern auf das Innere das wichtigste und — schwierigste; die Beobachtung steckt erst in ihren Anfängen. Lautfarbe und Rhythmus verbinden sich zu einer sinnlichen Wirkung, welche das Mannigfachste auszudrücken vermag: nicht bloss auf jene gröbere Weise, die man Laut- oder Klangnachahmung nennt, und die wir uns vergegenwärtigen können durch die Erinnerung an den seinen Stein wälzenden Sisyphus oder an den donnernden Zeus bei Homer, an die Tuba bei Ennius und — feiner — bei Vergil, an die Frösche bei Ovid, an die zischenden Schlangen in Racines Andromaque, an den Missbrauch onomatopoietischer Interjectionen in Bürgers Balladen, — sondern vor allem auf jene feinere, mehr geistige Art, die man in Ermangelung eines besseren Namens als Lautsymbolik bezeichnen

darf. Wiederum muss ich Sie an Gœthe erinnern, den Meister dieser Lautsymbolik unter den Deutschen, der zumal in seinen Liedern und Balladen der Sprache einen sinnlich-geistigen Reiz von unübertroffenem Zauber mitzutheilen weiss. Vergleichen Sie ihn mit Schiller, so werden Sie finden, dass auch bei diesem Klang und Rhythmus der Sprache uns stets in eine sehr entschiedene — gewöhnlich in eine stark gehobene — Stimmung versetzen, dass jedoch diese Stimmung zu der Wirkung, die von dem Inhalt der Dichtung ausgeht, ein viel kühleres, mehr lockeres Verhältniss hat.

Was nämlich Rhythmus und Lautfarbe vermögen, das ist: Gefühle, Stimmungen zu erregen, und daher eben solche darzustellen. Durch die sinnliche Gestaltung seiner Rede ruft der Dichter zunächst Gefühle, durch den Inhalt und die innere Verknüpfung seiner Worte zunächst Vorstellungen hervor. Diese wie jene haben ihre natürlichen und nothwendigen Associationen, in der eigenen wie in der gegenüberstehenden Gruppe, jedoch nicht immer solche, wie sie der Absicht des Dichters entsprechen. Die vom Dichter gewollten Verbindungen zwischen Vorstellungen und Gefühlen herbeizuführen, bedarf es vor allem der zweckmässigen Verknüpfung des geistigen mit dem stofflichen Element der Rede.

Aehnliche Wirkung wie von Rhythmus und Lautfarbe geht aber auch vom Wort als solchem aus. Strenge genommen hat jedes Wort ausser seinem Vorstellungswerthe seinen Gefühlswerth, der sich auf bestimmbare Factoren nur höchst selten zurückführen lässt. Warum gilt von zwei synonymen Ausdrücken der eine für edel, der andere für unedel, der eine für poetisch, der andere für prosaisch? Warum pflegen insbesondere Frauen für gewisse Personennamen eine entschiedene Vorliebe, für andere eine ebenso entschiedene Abneigung zu empfinden, und demgemäss jene schön, diese hässlich zu nennen? In der Regel wird man weder an der Lautform noch an der ursprünglichen Bedeu-

tung, die ja bei Eigennamen nur selten dem allgemeinen Verständniss sich erschliesst, ausreichenden Anhalt zur Erklärung solcher Werthurtheile finden; sondern es werden hierbei Associationen von Vorstellungen und Gefühlen als wirksam anzunehmen sein, deren jede ihre eigene historische Begründung hat. Die hier ins Spiel kommenden Sympathien und Antipathien aber nehmen, wie immer auch entstanden, in Kreisen, welche in sich eine Art Bildungsgemeinschaft repräsentiren, bis zu einem gewissen Grade allgemeinere Geltung in Anspruch. Oder wer hätte nicht schon an sich selber erfahren, dass die Wirkung jeder Art von sprachlicher, zumal aber poetischer, Darstellung sehr wesentlich mitbedingt wird durch den Takt, womit der Darstellende solche sprachliche Imponderabilien zu verwerthen gewusst hat?

Ein so ausserordentlich zartes und verwickeltes Geflecht mannigfachster geistiger Bezüge wird in Bewegung, in Schwingung versetzt bloss durch die vorwiegend sinnliche Seite des sprachlichen Ausdrucks. Wie erst, wenn wir das geistige Element in der Sprache in Anschlag bringen! Hier öffnet sich das weite Gebiet der inneren Redeform, auf dem die Frage ihre Beantwortung findet: Von welcher Seite hat der Schriftsteller, der Redner, der Dichter die Dinge oder genauer seine Anschauungen von denselben geistig zu ergreifen, sie zu bewältigen, sie ausdrucksfähig zu machen gesucht? Denn unsere Anschauungen sind in der Regel viel zu complicirt, als dass wir sie auszudrücken vermöchten; daher greifen wir eine uns besonders stark afficirende Seite, ein auffälliges Merkmal heraus und diesem geben wir Ausdruck in der Hoffnung, dass unser Hörer gleichfalls von dieser Seite her den Gegenstand am leichtesten zu ergreifen vermögen und so — zugleich durch die sinnliche Wirkung der Rede unterstützt — dahin gelangen werde, unsere Anschauung oder doch etwas ihr Aehnliches zu reproduciren. So verfährt die Sprache selbst in der Urzeit und überall da, wo sie neue Worte schafft, und so verfährt die Dichtung

ihrerseits, indem sie die erstarrte innere Sprachform neu belebt. Alles, was man Tropus und was man bildlichen Ausdruck nennt, gehört hierher, aber auch das sogenannte schmückende Epithet, welches für die homerische Diction so bezeichnend ist, auch das einseitig charakterisirende Hauptwort, welches die Sprache der altgermanischen Epik bis zum Uebermass verwendet. Denn das allen diesen Fällen — wenigstens ursprünglich — gemeinsame ist dies, dass die Aufmerksamkeit mit starker Betonung auf eine bestimmte Seite des zu veranschaulichenden Gegenstandes hingelenkt wird.

Das ganze Geheimniss der Darstellung beruht auf der Fähigkeit, das, was als ein Ganzes in uns liegt, derart zu zerlegen und, zerlegt, so auszusprechen, dass es in der Seele des Hörers sich wieder zu einem Ganzen zusammenfügt. Schon hieraus wird die Bedeutung ersichtlich, welche der rhetorischen Syntax zukommt. Die Kunstlehre der Alten hat, wie das Gebiet der Tropen und Metaphern, so auch das der höheren Syntax mit einer Consequenz und einer Feinheit bearbeitet, welche die neuere Forschung sich noch keineswegs in ausreichendem Masse zu Nutzen gemacht hat. Wie aber über der Beschreibung und Erläuterung der verschiedenen Arten von tropischen und bildlichen Redeblumen die Frage nach dem Wann und Wie ihrer Verwerthung — sei es als Thatsache, sei es als Forderung — in der Regel keine ausreichende Berücksichtigung fand, wie ferner das Dasein einer „Poesie ohne Tropen, welche ein einziger Tropus ist“ beinahe immer ignorirt wurde, so behandelte man auch in der rhetorischen Syntax eher das an sich Auffällige, das von der logisch-grammatischen Regel oder doch von der Weise eines nüchternen Gedankenausdrucks Abweichende als das eigentlich Wichtige und vorzugsweise Wirkungsvolle. Wir alle wissen ja, dass die Schönheit und nachhaltige Wirkung einer Darstellung, und zumal einer dichterischen, durchaus nicht in erster Linie durch die bildliche Fülle der Rede oder die Menge richtig

gestalteter Wort- und Satzfiguren bedingt wird. Das wichtigste bleibt die Auswahl der Vorstellungen sowie ihre Abfolge und die Art ihrer Verknüpfung. Die allgemeinen Formen für die Verknüpfung und Abfolge der Vorstellungen, soweit diese Formen sprachlichen Ausdruck gefunden haben, bilden den Gegenstand der stilistischen Syntax. Eine Ahnung von dem, was hier zu thun übrig bleibt, mag — in Ermangelung eines völlig zutreffenden und dabei hinlänglich bekannten Beispiels — der Hinweis auf Lessings Untersuchungen im Laokoon wecken helfen.

Mit dieser Hindeutung aber haben wir auch bereits die Sphäre verlassen, wo die künstlerische Gestaltung der Sprache als solche in Betracht kommt, und bewegen uns in Regionen, in denen es sich ausschliesslich um Verbindung und Anordnung von Gedanken handelt. Und zwar befinden wir uns auf dem ausgedehnten Gebiet der Composition, welche auf der einen Seite den sprachlichen Ausdruck, auf der andern die Conception berührt, von dieser Gesetze empfangend, jenem Gesetze gebend. Auf einer niederen Stufe tauchen hier Fragen auf nach der Art, wie irgend ein einzelner — sei es sinnfälliger, sei es geistiger — Vorgang, irgend ein Akt, eine Erscheinung vergegenwärtigt, wie irgend ein Gedanke anschaulich gemacht werden soll. In mittlerer Höhe handelt es sich etwa um die Art, wie der Dramatiker oder der Epiker — Jeder in seiner Sphäre — und wie der Historiker einen Charakter sich vor uns entfalten lässt, wie der Dichter und wie der Redner ein wichtiges Motiv explicirt oder wie der Philosoph eine Gedankenreihe entwickelt. Auf der höchsten Stufe — und von dieser geht der Darsteller allemal aus — handelt es sich um die Wahl der Kunstform, der Stilgattung, und um die Folgen, die sich aus dieser für die ganze Darstellung, zunächst für die Gliederung der grossen Massen, ergeben. Ob eine dichterische Fabel episch oder dramatisch zu behandeln sei, und welche wesentliche Theile der Handlung sich in welcher Ordnung

zu folgen haben. Die Anforderungen, die der Charakter einer bestimmten Epoche oder eines Culturgebiets an die Kunst des Geschichtschreibers stellt: die Disposition, welche ihm die Art seines Stoffes, die Vortragsweise, welche ihm die Beschaffenheit seiner Quellen vorschreibt. Wie ein Redner seine Gedanken und Gefühlsäusserungen zur Hervorrufung der beabsichtigten Wirkung am besten anordnet: an welchen Stellen er didaktisch, wo er ironisch und wo pathetisch wird. Ob eine wissenschaftliche Ansicht, die mitgetheilt werden soll, in polemischer oder in dogmatischer Form vorzutragen sei. Solche und ähnliche Fragen machen sich auf diesem Gebiete geltend — bei genauerer Betrachtung in jedem einzelnen Falle, auf jeder Stufe eine Doppelfrage, deren eine Seite die Art der Darstellungsmittel, deren andere die Anordnung der Darstellungsmomente betrifft. Ihre entscheidende Beantwortung aber erhalten alle diese Fragen, wie bereits angedeutet, aus der höheren Sphäre, von der die Sphäre der Composition — ähnlich wie in Dantes Paradies der Krystallhimmel vom Feuerhimmel — umschlossen wird und von der schliesslich jede Anregung, alles Leben bis in die entferntesten Glieder des Systems ausgeht.

Jene höhere Sphäre ist der Ort, wo die Conception des geistigen Inhalts vor sich geht. Für den wissenschaftlichen Forscher, für den Philosophen, für den Geschichtschreiber bezeichnet diese den Moment, wo ihm als letztes Ergebniss seiner Arbeit an dem Gegenstande seiner Forschung die Ideen entgegenleuchten, welche sein Objekt beherrschen und die er nun auch in seiner Darstellung zur Geltung zu bringen hat. Es ist ein durchaus schöpferischer Akt, der sich da in seinem Innern vollzieht; seine Freiheit aber äussert sich wesentlich nur insofern, als er dieser neuen Schöpfung Grenzen zu setzen vermag. Nicht freiwillig ruft er jene Ideen hervor, er wird vielmehr von ihnen überfluthet, und er hat die Pflicht sich ihrer bis zu einem gewissen Grade zu erwehren. Mag er sich in Disposition und

Farbe seiner Darstellung durch sie bestimmen lassen: auf die Gestaltung seines Gegenstandes selbst, d. h. auf den realen Zusammenhang, den Causalnexus der Thatsachen, welche er uns vorführt, darf er ihnen nicht den geringsten Einfluss gestatten; diesen Zusammenhang soll er so wiedergeben, wie er ihn eben erkannt hat, mag derselbe die in ihm wirkenden Ideen vollkommener oder unvollkommener durchscheinen lassen.

Anders, freier vollzieht sich die Schöpfung des Dichters. Den Gegenstand, den er darzustellen unternimmt, pflegt man in dramatischer und epischer Poesie seine „Fabel" zu nennen, während es für die Lyrik — und das ist für die derzeit erreichte Entwicklungsstufe unsrer Kunstlehre charakteristisch — kein feststehendes Wort zur Bezeichnung der Sache gibt. Nun kann der Dichter seine Fabel selber erfinden, was man so erfinden nennt, und dann — es sei denn es handelte sich um eine durchaus müssige Ausgeburt der Phantasie — dann sind es Ideen, aus denen die Fabel herauswächst. Allein Dichtwerke, deren Keim auf diese Weise entsteht, Werke, die nach einer vorgefassten Formel aufgebaut werden, pflegen den Eindruck des Gekünstelten, Unwirklichen zu machen. Das gewöhnliche, und jedesfalls das normale wird dies sein, dass dem Dichter seine Fabel, sei es als Ganzes, sei es in ihren wesentlichen Bestandtheilen, überliefert, auf irgend eine Weise mitgetheilt wird. Selten aber oder nie kann der Künstler den geistigen Stoff gerade so brauchen, wie er sich ihm darbietet; denn beinahe niemals entspricht er vollkommen der Idee, welche er darin erkennt oder in ihn hineinlegt. Da übt denn der Dichter sein Recht, die Fabel seinem Zwecke gemäss, d. h. in Uebereinstimmung mit seiner Idee umzugestalten. Diese Idee aber ist schliesslich nichts anderes als die Art, wie er den Sinn seiner Fabel fasst: ein nothwendiges Ergebniss des Verhältnisses, in das seine ganze ästhetisch-moralische Persönlichkeit zu diesem bestimmten Stoffe tritt. Je tiefer, klarer, machtvoller, in

sich vollendeter diese Persönlichkeit ist, desto glücklicher wird die Gestaltung, die Umformung der Fabel vor sich gehen. Ein unerreichter Meister auf diesem Gebiet, weit mehr noch als auf dem der Composition, ist Shakspere, dessen Grösse sich vor allem in der sicheren Intuition offenbart, womit er die tragischen Momente einer Fabel herausfühlt und herausentwickelt. Denn die Frage, ob tragisch oder komisch, ob idyllisch, elegisch oder satyrisch, wird gleich hier bei der Conception des geistigen Inhalts, wird in engster Verbindung mit der Gestaltung der leitenden Motive und der führenden Charaktere entschieden, und damit ergeben sich sofort auch eine Reihe von Bestimmungen, welche durch das ganze Geflecht der Darstellung bis in den sprachlichen und metrischen Ausdruck hinein reichen: ob Drama oder Epos, ob Prosa oder Vers, — so dass von diesem geistigen Centrum aus alles Uebrige seinen Grundcharakter und seine Grundfarbe erhält.

Bildet sonach der geistige Inhalt, d. h. bilden die Ideen, welche dem Schriftsteller an seinem Gegenstande aufgegangen sind, die Seele seiner Darstellung, so werden sie auch ein sehr wichtiges Objekt, wenn nicht gar das Centralobjekt für die litterarhistorische Betrachtung ausmachen. Und jene Werke, in deren Darstellung derartige Ideen vollkommener zum Ausdruck gelangen, werden um so entschiedener der Litteratur im engeren Sinne angehören. Im Centrum aller Litteratur liegt die Dichtung eben aus dem Grunde, weil für sie solche Ideen bewusst oder unbewusst den eigentlichen Zweck der Darstellung bilden, insofern sie deren Gegenstand selber, die Fabel — was man den stofflichen Inhalt nennen könnte — umgestalten, wenn nicht gar erst ins Leben rufen. Daher gilt auch von der Dichtung und von keiner anderen litterarischen Gattung, dass ihre Gegenstände als solche in die Litteraturgeschichte gehören. Und zwar steht in diesem Betracht die dem Dichter überlieferte mit der von ihm erfundenen oder umgestalteten Fabel

wesentlich auf Einer Stufe. Denn jeder Stoff für dichterische Formung ist selber bereits bis zu einem gewissen Grade geformt; vergeblich würde man nach einem Märchen suchen, das schlechtweg sinnlos, sagen wir noch vorsichtiger: schlechtweg indifferent gegen den Sinn wäre; in jedem Märchen, in jeder Sage, mögen sie nun vorwiegend im Mythus oder in geschichtlicher Ueberlieferung oder worin immer wurzeln, haben wir Dichtung, d. h. Producte einer durch klare oder unklare Ideen geleiteten Thätigkeit der Phantasie zu erkennen.

Die weitverbreitete Meinung, wonach die Ideen, deren geschichtlicher Wirksamkeit und Verwirklichung der Litterarhistoriker nachzuspüren hätte, nur der ästhetischen Ordnung angehören, dürfte nach dem Gesagten sich nicht aufrecht erhalten lassen. Sie besteht eben nur so lange als man ausschliesslich die Darstellung ins Auge fasst und von jedem Inhalt absieht. Wer aber möchte zum Beispiel eine Charakteristik des altgermanischen Epos oder auch der ritterlichen Epik des Mittelalters für zulänglich halten, welche bei jenem von den Ideen germanischer Heldentugend und Gefolgschaftstreue, bei diesem von den Ideen der prouesse und courtoisie absähe? Welcher Shakspereforscher, der tiefer in seinen Dichter einzudringen versuchte, wäre nicht vor allem der Behandlung sittlicher Probleme bei ihm nachgegangen? Wo ist der Litterarhistoriker, der Gœthes Werken gegenüber das Geständniss ablegen möchte, er nehme für seine Wissenschaft bloss ihre Schale in Anspruch und überlasse ihren Kern, d. h. ihren ungeheuren Ideenreichthum, Anderen?

Freilich sind ethische oder theoretische Ideen für den Litterarhistoriker nur insofern vorhanden, als ihre Wirkung sich mit der von ästhetischen Ideen ausgehenden verschlingt. Am innigsten ist diese Verbindung wiederum in echter Dichtung. Wer hätte nicht schon empfunden, wie energisch der ästhetische Eindruck, den die homerische Dichtung hervorruft, mitbedingt wird durch den grossartigen und zugleich

kindlichen Charakter der sittlichen Weltauffassung in der glücklichen Beschränkung des epischen Horizontes?

Wenn aber für die Litteraturentwicklung von einem Fortschritt im Grossen, wie wir ihn doch in aller Geschichte unwillkürlich suchen, die Rede sein soll, wenn unter den geistigen Hochgipfeln der Menschheit den jüngeren ein Vorzug vor den älteren zuerkannt werden soll, so kann dieser nur in dem grössern Ideenreichthum, der sich auf einem gleich grossen Raum zusammendrängt, nur in der zunehmenden Verdichtung des Denkens gesucht werden.

Dieser Gedanke regt dazu an, in der Litteraturgeschichte nach dem Begriff Litteratur den Begriff Geschichte etwas eingehender zu beleuchten.

Das ganze — die Darstellung und was sich ihr anschliesst umfassende — Gebiet, welches wir im Umriss zu zeichnen versuchten, hat der Litterarhistoriker in seiner geschichtlichen Entwicklung darzulegen. Was seine Aufgabe besonders erschwert, ist der Umstand, dass von den Darstellungsmomenten, den dichterischen Stoffen und den wirksamen Ideen, jedes wieder seine besondere Geschichte hat. Nicht auf einmal werden die grossen Meisterwerke der Dichtung und Redekunst geschaffen, sondern es bedarf dazu der Arbeit vieler aufeinander folgender Geschlechter, und die tastenden Versuche, welche den glücklichen Griffen und Würfen der Meisterhand vorhergehen, gelten bald dieser, bald jener Seite der Darstellung, bald der Conception des Inhalts. Nur selten sehen wir die Dichtung und sogar die Prosa nach Inhalt, Composition und Ausdruck gleichmässig sich aufschwingen. Der Nachahmer wird in der Regel nur dahin gelangen, das Aeusserliche, Stoffliche sich anzueignen; das Innere, Geistige bleibt seiner Einsicht verschlossen, seinem Vermögen unzugänglich. Manchmal auch geschieht es, dass litterarische Anregungen der verschiedensten Art — neue Ideen, neue Motive, neue Stilmuster — sich einunddemselben Geschlecht aufdrängen, welches sie nicht auf einmal zu bewältigen, nicht

unter einander und nicht mit dem geistigen Besitz, über den es vorher verfügte, in harmonische Verbindung zu setzen vermag. Daher kommt es, dass wir zuweilen Jahrhunderte lang einen Stil herrschen sehen, der auf der Vermischung heterogener, unter sich unvereinbarer Elemente beruht. Man denke nur an das pseudoklassische Epos von Boccaccios Teseide bis Ronsards Franciade und Tassos Befreites Jerusalem, und darüber hinaus an Voltaires Henriade und ähnliche Erzeugnisse des vorigen Jahrhunderts.

Ausgezeichnet sind die Epochen, hochbegnadet die Dichter und Schriftsteller, denen ein Stil im höchsten Sinne des Wortes gelang, d. h. in deren Werken das gleiche Verhältniss zwischen Inhalt und Form alle Momente der Darstellung gleichmässig durchdringt, so dass uns das Kunstwerk bis in seine feinsten Verzweigungen wie ein organisches Gewächs aus seinem Keime hervorzuspriessen scheint. Solcher Art sind die Zeiten, wo das Volksepos blüht, solcher Art war das Perikleische Zeitalter, solcher Art ein Shakspere oder ein Gœthe. Aber auch an den höchsten und reinsten Erscheinungen werden dem spähenden Blick Züge wahrnehmbar, welche dem Stilideal des Ganzen nicht entsprechen. Wie schwer trägt doch Shakspere manchmal an der Ueberlieferung des Renaissancezeitalters, die er freilich in der Regel mit der Kraft eines Riesen spielend in Bewegung setzt.

Auf Lernen und Vergessen beruht die Möglichkeit geistiger Entwicklung, wie das physische Leben an die „zwei Gnaden“ des Ein- und Ausathmens geknüpft ist. Ohne das Vergessen keine Möglichkeit freier Schöpfung, nur öde Wiederholung oder fratzenhafte Häufung. Daraus erhellt die Bedeutung der Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht: die Nothwendigkeit, dass der Eine vom Schauplatz des Wirkens verschwinde und sich durch den Andern ablösen lasse. Denn weit unbefangener beurtheilt man das von Andern Ueberkommene als das mühsam Selbsterworbene, leichter sondert man in jenem den werthvollen Gehalt vom

überflüssigen Ballast, und mühelos übt man dort das Vergessen, welches uns hier so schwer fällt. Aber nur das Selbsterworbene ist wirklich unser Eigen, und daher sieht jede Epoche wie jeder Einzelne sich neu vor die Aufgabe gestellt, das von den Vätern Ererbte zu erwerben um es zu besitzen.

Es handelt sich also um ein Zweifaches: wir sollen uns in das Ererbte versenken und zugleich sorgen, dass wir uns nicht darin verlieren, wir sollen es mit Wärme umfassen und gleichwohl es mit der nüchternen Kälte sichten, die dazu nöthig ist, um das an sich oder für uns Werthlose als solches zu erkennen und abzulehnen. Das Ideal der Ueberlieferung wäre dann erreicht, wenn jedes Geschlecht von dem vorhergehenden alles das, aber auch gerade nur soviel überkäme, als es sich wirklich anzueignen vermöchte. In Wirklichkeit ist dies niemals der Fall. Niemals entspricht das Verhältniss der Vergangenheit zur Gegenwart völlig dem schönen Carlyleschen Bilde von den Wurzeln, welche dem Baume Nahrung zuführen, aber selber nicht sichtbar sind, weil sie sich bescheiden unter der Erde verbergen. Immer und überall, wenn auch manchmal nur Wenigen bewusst, ragt ein Stück Vergangenheit beängstigend und verwirrend in die Gegenwart hinein. Und kaum minder häufig geschieht es, dass an irgend einem Punkte der Culturentwicklung der Faden wieder aufgenommen werden muss — nicht da, wo ihn der unmittelbare Vorgänger hatte fallen lassen, sondern weiter rückwärts. Mit einem Worte: die Ueberlieferung bedarf fortwährender Correctur, die ihr eben wieder mit Hülfe der Ueberlieferung zu Theil wird.

Auf keinem Gebiete kommt diese Wahrheit uns so deutlich und so wiederholt zu Bewusstsein wie in der Litteraturgeschichte. Kein Wunder! Da unter allen zur Darstellung dienenden Stoffen die Sprache zugleich der flüchtigste und der dauerhafteste ist, da unter allen Culturäusserungen und allen Culturmitteln keines so wirksam und zugleich so anspruchslos

ist wie das Buch: stets zur Hand, aber Niemanden sich aufdrängend, nur dem Suchenden sich erschliessend, nur denjenigen — aber mit wunderbarer Gewalt — ergreifend, der sich willig ergibt. Das geistige Element der Ueberlieferung wird hier weniger als anderswo durch die Schwere des Stoffes, der es umhüllt, gebunden und in seiner freien Bewegung gehemmt.

Reiner lässt sich hier denn auch die Thätigkeit derer überschauen, welche bei der Correctur der Ueberlieferung in hervorragender Weise wirksam sind. Das sind die führenden Geister einer Nation und Epoche: auf der einen Seite die Kritiker und die receptiven Genies, welche ihrer Zeit den Weg weisen, auf der anderen Seite die productiven Geister, welche ihrer Zeit den Weg vorangehen.

Diese productiven Geister, die grossen Dichter und Schriftsteller, verdanken der litterarischen Ueberlieferung nicht etwa weniger als die Geister niederer Ordnung: sie verdanken ihr um so mehr, je productiver sie sind. Ihre Grösse beruht zu einem erheblichen Theile auf der Fülle und Mannigfaltigkeit des Erlernten, ihre Originalität auf der vollkommenen Aneignung desselben. Sie bieten ihren Zeitgenossen und den nachfolgenden Geschlechtern, denen sie eigene Production in demselben Masse erschweren, als sie ihnen mehr zu lernen aufgeben, eine Menge von älterer Litteratur, und zwar gerade das für jene werthvollste daraus, in condensirter, vervollkommneter Form — das Alles freilich nur als Theile eines Ganzen, welches uns wie etwas völlig Neues entgegentritt und welches nicht nur aus jenen Quellen, nicht nur aus Studiren und Denken, sondern ebenso aus Lieben und Hassen, überhaupt aus Leben hervorgegangen ist, und so schliesslich aus jenem dunkeln Grunde, welchen das Licht der Geisteswissenschaften nicht zu erhellen vermag.

Soweit aber dieses Licht leuchtet, wird es nun auch klar werden, welche Bedeutung dem bald einseitig bevorzugten, bald unbillig vernachlässigten biographischen und

persönlichen Elemente in der Litteraturgeschichte zukommt. Um so grössere Bedeutung, je umfassender und intensiver die Wechselwirkung zwischen einer bestimmten Individualität und der Ueberlieferung sich gestaltet hat. Denn eine Seite dieser Wirkung, welche für die andere vielfach bestimmend ist, bildet das wichtigste Forschungsobjekt für den Biographen: den Bildungsgang des Individuums zu erläutern macht seine Hauptaufgabe aus. Die Aufgabe ist eine complicirte, weil die Ueberlieferung, deren Erfolg am Einzelnen sichtbar wird, eine Vielheit von Strömungen darstellt; doch wird es in den meisten Fällen gelingen, dieses Vielfache unter drei grosse Gesichtspunkte zu fassen. Der Einzelne ist erstens der Sohn seiner Zeit und seines Landes, bzw. Volksthums, und bewegt sich mit Allen, welche derselben Zeit und demselben Volksthum angehören, in einer Atmosphäre gemeinsamer Erfahrungen, Ideen und geistiger Interessen. Zweitens aber gestaltet sich innerhalb dieses allgemeinen Luftkreises das geistige Leben jedes Einzelnen abweichend von dem der Anderen unter der Einwirkung der besonderen Bedingungen, denen es unterworfen war. Das wichtigste und zugleich, wenn auch nur durch Analyse, am sichersten zu ermittelnde ist hier dasjenige, welches wir — mit einer gewissen Erweiterung des Begriffs „litterarisch“ — die individuelle litterarische Tradition nennen wollen. Es ist von der grössten Bedeutung, mit wievielen und mit welchen Schriften und in welcher Reihenfolge Einer — zumal in seiner Jugend — bekannt geworden ist. Neben die schriftmässige Ueberlieferung aber tritt mit gleichartiger, jedoch vielfach anders gefärbter, in der Regel gesteigerter Wirkung die mündliche Fortpflanzung und Uebermittelung jeder Art von Erkenntniss und dichterischer Schöpfung, und gar die lebendige Vergegenwärtigung, wie im Schauspiel. Shaksperes einzigartige Stellung unter seinen Zeitgenossen dürfte sich zum Theil daraus erklären, dass er in seiner Jugend weniger als diese, jenes Wenige aber um so gründlicher las und ander

seits desto reichlicher aus dem Strome volksthümlicher Ueberlieferung schöpfen durfte. — Drittens hat jeder Zweig der Litteratur seine eigene Tradition, seine eigenen Muster und seine besondere Technik; und wer in irgend einem Zweige arbeitet, wird bis zu einem gewissen Grade der Richtung sich anbequemen, welche seine Zeit- und Landesgenossen auf dem betreffenden Gebiete eingeschlagen haben. Die Neuerer aber, bei denen dieser Einfluss des zeitlich und räumlich Nahen, die Gewalt der Gegenwart, weniger stark hervortritt, werden in um so höherem Masse die Einwirkung der Vergangenheit und der Fremde an sich erfahren haben. Für das Verhältniss von Shakspere zu Spenser ist es bedeutungsvoll, dass Ersterer mitten im Entwicklungsfluss der damaligen englischen Bühne steht, während Letzterer seine Dichtung aus entlegenen Quellen, einerseits aus Chaucer, anderseits aus Homer, Vergil, Ariost, speist.

Von den drei angedeuteten Gesichtspunkten liegt der zuletzt erwähnte, welcher die Ueberlieferung innerhalb der einzelnen litterarischen Gattungen betrifft, im Centrum der litterargeschichtlichen Aufgabe. Der mittlere, welcher dem Bildungsgang des individuellen Geistes gilt, weist auf den Zusammenhang der Litteraturgeschichte mit der Psychologie hin. Der an die erste Stelle gesetzte Gesichtspunkt endlich — der allgemeinste, sofern er den nur zeitlich und national bestimmten Charakter von grossen Gruppen mannigfachsten Inhalts betrifft — führt auf den Zusammenhang unsrer Wissenschaft mit der allgemeinen Culturgeschichte, und somit wiederum auf Psychologie, nämlich auf Völkerpsychologie oder die Wissenschaft vom objektiven Geiste.

Denken wir uns aber aus einer litterarischen Atmosphäre in eine durchaus unlitterarische, gleichwohl an Sprachkunstwerken productive Epoche, versetzt, von der Art, wie jede Blüthezeit des Volksepos — wenigstens für die Kreise, in denen solches gedieh — beschaffen gewesen sein muss; so sehen wir die drei als verschieden hingestellten Gesichts-

punkte schlechthin zusammenfallen. Denn in solcher Epoche lässt sich die Bildung des Einzelnen von der Bildung der Gesammtheit, der er angehört, nicht unterscheiden, und die Ueberlieferung der Dichtgattung, welche der Einzelne fortpflanzen hilft, ist eben diejenige Ueberlieferung, der er seine eigene Bildung vorzugsweise verdankt. Damit wären wir denn bei einer neuen Formulirung eines der schwierigsten Probleme angelangt, welche auf der Schwelle der Litteraturgeschichte liegen und nur von einem harmonischen Zusammenwirken philologischer und geschichtspsychologischer Forschung ihre Lösung erhoffen können: ich meine die Frage nach dem Leben der Volksdichtung und dem darin sich offenbarenden Verhältniss zwischen der geistigen Thätigkeit des Einzelnen und der der Gesammtheit.

Wer die hier nur gestreiften Gedankenbahnen ernsthaft betreten und bis zu ihren Endpunkten verfolgen wollte, würde leicht zu einer genauern Bestimmung der Stellung gelangen, welche der Litteraturgeschichte im Gesammtorganismus der Geisteswissenschaften zukommt. Wir dürfen uns auf einen derartigen Versuch heute nicht einlassen. Dagegen sei es erlaubt, hier zum Beschluss unserer Erörterungen wenigstens anzudeuten, was die Litteraturgeschichte für die Litteratur selber zu leisten vermag. Sie leistet für diese durch methodische Arbeit Aehnliches dem, was die führenden Geister der Nationen und Epochen durch ihre Genialität leisten, d. h. sie corrigirt die Ueberlieferung. Sie bahnt uns durch Dickicht und Gestrüpp die Wege, welche zu versteckten Aussichtspunkten, zu verborgenen Quellen und Ruheplätzen führen; sie schlägt Brücken über Abgründe, welche uns von den hohen Gipfeln trennen; sie setzt das Thal, in dem unser Hüttchen liegt, mit der grossen umgebenden Welt in Verbindung und belehrt uns darüber, an welchem Punkte dieser Welt wir eigentlich wohnen und was das Fleckchen Erde, welches wir überschauen, im Verhältniss zum Ganzen bedeutet. Mit andern Worten: die

Litteraturgeschichte erleichtert uns den Zugang zum eigentlich Wichtigen und dauernd Werthvollen in der Litteratur und gibt uns, indem sie uns über die Beschränkung des Jetzt und des Hier hinaushebt, erst den Massstab zu seiner Beurtheilung. Sie lehrt uns durch die Weihrauchwolken, welche die Götzen der Gegenwart umgeben, wie durch den Nebel der Vergangenheit schauen und die Gestalten in ihrer wahren Grösse annähernd ermessen. Sie zeigt uns in dem, was als neu und originell die Gegenwart erfüllt und den Sinn der Zeitgenossen gefangen hält, das Alte und Verbrauchte, und lässt Gebilde der Vorzeit im rechten Augenblick wieder in Jugendfrische ans Licht treten. So wirkt sie auf die aufnehmenden, aber auch auf die productiven Geister, die ja gleichfalls — nur in besonderer Weise — aufnehmend sind. Was Litteraturgeschichte für die litterarische Production bedeuten könne, zeigt uns vor allem die Entwicklung der neueren deutschen Dichtung in dem Verhältniss Herders zu Gœthe.

An den Schluss des obigen Vortrags anknüpfend, sprach der Redner sodann folgende

WORTE ZUR ENTHÜLLUNG DER BÜSTE DE BARYS.

Hochansehnliche Versammlung!

Wo von der Wirkung geschichtlicher Studien die Rede ist, haben wir allen Grund, eine Seite dieser Wirkung nicht zu übersehen, welche sich unmittelbarer als die anderen auf unser sittliches Gefühl richtet. Die Geschichte lehrt uns die Pflicht der Dankbarkeit üben gegen diejenigen, welche in ihrem Kreise Wohlthäter der Menschheit waren; sie gibt uns den Antrieb, das Wort in That umzusetzen, welches Gœthe über Schillers Gruft sprach: So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Dieser Mahnung eingedenk, hat der akademische Senat der Kaiser-Wilhelms-Universität es sich nicht versagen wollen, dem Andenken des Mannes ausserordentliche Ehren zu erweisen, der — unsrer jungen Hochschule seit ihrer Gründung als Lehrer angehörig — sich besonders hervorragende Verdienste um ihre Entwicklung und um die Erhöhung ihres Ansehens erworben hat: dem Andenken des Professors Anton de Bary.

Am 20. Juli 1888 beschloss der Senat, dem Verewigten in dem Lichthofe des Collegiengebäudes ein Denkmal — in Gestalt einer Marmorbüste — zu setzen und ernannte eine Commission, bestehend aus den Herren Fittig, Janitschek, Michaelis, Schmiedeberg, Graf zu Solms-Laubach, Zöpffel, um die Ausführung dieses Beschlusses vorzubereiten. Ein von dieser Commission erlassener Aufruf zur Betheiligung an dem Unternehmen fand in den Kreisen der Collegen wie der zahlreichen Schüler und Verehrer de Barys, wo solche auch weilen mochten, bereitwilliges, ja begeistertes Entgegenkommen: nicht nur aus dem deutschen Reiche, sondern auch aus Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Russland, Skandinavien, England, Italien, Nordamerika und Asien flossen der Commission Geldbeiträge zu. In kurzer Frist war die Summe von nahezu 7000 Mark beisammen und damit die Möglichkeit gegeben, der Verwirklichung des pietätsvollen Gedankens näher zu treten. Mit der Anfertigung des Kunstwerks, welches das Andenken de Barys künftigen Generationen an dieser Hochschule lebendig erhalten sollte, wurde die bewährte Kraft des Bildhauers Herrn Donndorf zu Stuttgart betraut, der aus edlem, zu Laas in Tirol gewonnenem Marmor die stillen Züge des Forschers, den er niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen — Sie werden sich bald überzeugen, mit welchem Erfolge — hervortreten liess. Dem Künstler und seinen Gehülfen sowie allen denen, welche das Werk durch Geldspenden, durch ihren Rath oder ihre Bemühung ermöglicht und gefördert haben, insbesondere auch den Mitgliedern der de Bary-Commission, sei hier namens der Universität wärmster Dank dargebracht. Das Kunstwerk steht jetzt vollendet da, der Enthüllung harrend, welche nach Anordnung des akademischen Senates in dieser Stunde erfolgen soll.

Nicht ungeeignet scheint es, dass unsere Universität gerade an ihrem Stiftungstage des Mannes gedenkt, der zu ihren Mitbegründern gehörte, der mehr als vielleicht irgend

ein Anderer unter uns die Entwicklung und Befestigung ihrer Einrichtungen gefördert hat, und von dessen Namen ein so heller Glanz auf sie fiel. Auch das dürfte angemessen sein, dass der neue Rector dieser Hochschule am Tage, wo sein Amtsantritt öffentlich verkündet wird, sein schwaches Wort zum Preise dessen vernehmen lässt, den das Vertrauen seiner Collegen als ersten gewählten Rector aus dem Plenum der Universität hervorgehen liess. Nicht minder gebührt es sich, dass an diesem der Wissenschaft geweihten Ort, in diesem hochansehnlichen und gelehrten Kreise des Forschers gedacht wird, der ein ausgedehntes Erkenntnissgebiet, die Pflanzenkunde, in einem Masse wie wenige vor ihm und wie vielleicht keiner seiner Zeitgenossen erweitert und vertieft hat. Und wir alle empfinden es als schön und geziemend, dass Sie, werthe Comilitonen, heute den hochbegabten, edlen, pflichttreuen Lehrer feiern, der seinen Schülern das Beste von dem Seinigen zu geben pflegte, dem auch seine Zeit, mit der er vor allem kargte, für sie nicht zu theuer war, und der ihnen nicht nur Wissen und Können vermittelte, sondern die das Gelingen verbürgende Begeisterung und, wo sie es verdienten, seine Freundschaft ihnen mittheilte.

Freilich, hochansehnliche Versammlung, um Ihnen zu sagen, was de Bary als Forscher und als Lehrer bedeutete, hätte ein anderer Mund als der meine sich öffnen müssen: der Mund dessen, der als de Barys hervorragendster Schüler und sein Nachfolger den Lehrer und Freund in einem des Verstorbenen wie des Ueberlebenden würdigen Nekrologe lichtvoll und warm geschildert hat. Und des Verewigten Verdienste um unsere Universität und ihre Einrichtungen entsprechend zu würdigen wären Solche, die — zugleich mit ihm hierher berufen — ihm von Anfang an näher standen, besser als ich geeignet gewesen.

Doch es handelt sich hier nicht darum, dem grossen Kreise von de Barys Verehrern etwas Neues zu sagen, und

diese Feier findet auch nicht um des Mannes willen, den wir feiern, statt. Nur darum handelt es sich, die Erinnerung an ihn zu wecken, und das thun wir in unserm eigensten Interesse.

Uns selber ehren, uns selber dienen wir, indem wir das Andenken dieses Edeln unter uns erneuern. Welch ein mächtiger Geist wohnte in diesem zarten Körper, und welche Energie der Empfindung verbarg sich hier unter vollendeter Selbstbeherrschung! Es war in ihm eine Verbindung bedeutender Eigenschaften von der Art, wie sie nur selten in solcher Stärke sich zusammen finden: der Blick für das grosse Ganze und die Rücksicht auf das Kleinste, Kühnheit und Besonnenheit, Ideenfülle und ausdauernde Arbeitskraft — und endlich: bei solchen Gaben und Verdiensten soviel Bescheidenheit und schlichte Liebenswürdigkeit des Wesens. Dies vor allem kennzeichnet de Bary, dass er, wie in seinem Berufe, so überall da, wo das Leben fordernd an ihn herantrat, sich gleich leistungsfähig und gleich anspruchslos erwies: ein treuer Helfer und Berather in schwieriger Lage, stets bereit, fremdes Verdienst neidlos anzuerkennen, allezeit beflissen, den Anfänger zu ermuntern, wo es Noth that, bemüht Gegensätze auszugleichen und Frieden zu stiften.

Was er seinen Collegen, was er seinen Freunden war, wie warm er an seinem Vaterlande hing, wie sehr er auch die Interessen dieser Stadt zu fördern sich angelegen sein liess, könnten Viele in diesem Kreise bekunden. Was er den Seinigen, was er als Gatte und Vater gewesen, davon zu reden verbietet uns die ehrfurchtsvolle Scheu, die wir vor dem innersten Heiligthum eines solchen Mannes empfinden...

Und so weihen wir diese Stätte, indem wir de Barys Bildniss hier enthüllen, damit er, der unserm geistigen Auge als Vorbild leuchtet, durch das Auge des Leibes uns täglich neu in Erinnerung gebracht werde, und damit auch spätere Geschlechter wissen, dass er unser war, und dass wir ihn mit Stolz den unsern nannten.

Noch in ferner Zukunft wird der Wanderer, der nach diesem Hause pilgert, beim Herannahen den Blick hinauf lenken zu den Zinnen, wo so viele Helden des Geistes — gleichwie Kaiserbilder an einem Dome — von den Strahlen der sich neigenden Sonne erhellt, auf ihn herabschauen. Dann wird er, geblendet, das Auge senken und in das Innere des Gebäudes treten, in das Dämmerlicht dieser ihn kühl umfangenden Halle; und da wird er das Bild eines Mannes erblicken mit feinen, durchgeistigten, vornehm schlichten Zügen, und indem er darunter den Namen de Bary liest und erfährt, wodurch jener sich diesen Platz verdient hat, wird er einen Hauch des Geistes verspüren, der unsere neubegründete Hochschule in den Tagen ihres fröhlichen Wachsthums beseelte und hoffentlich auch dann noch beseelen wird — eines Geistes nicht unwerth der grossen Namen, unter deren Schutz wir dieses Haus gestellt haben.

Und nun möge die Hülle fallen, die, uns des Mannes Bild verbirgt!

Zu Seite 7.

Uebersicht[1]

über den Besuch der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg.
im Jahrzehnt 1880/90.

Semester.	Immatriculirte. Elsass-Lothringer.	Immatriculirte. Altdeutsche.	Immatriculirte. Ausländer.	Gesammtzahl der Immatriculirten.	Hospitanten. Elsass-Lothringer.	Hospitanten. Altdeutsche.	Hospitanten. Ausländer.	Gesammtzahl der Hospitanten.	Gesammtzahl der die Universität besuchenden Elsass-Lothringer.	Gesammtzahl der Besucher der Universität.
1880	139	534	108	781	3	32	6	41	141	822
1880/81	175	471	99	745	6	32	8	46	181	791
1881	171	503	96	770	6	21	5	32	177	802
1881/82	209	475	104	788	7	24	6	37	216	825
1882	190	552	116	828	6	29	3	38	196	866
1882/83	239	493	105	837	10	34	7	51	249	888
1883	227	498	110	835	10	21	7	38	237	873
1883/84	266	485	107	858	16	76	5	97	292	955
1884	252	475	103	830	14	31	8	53	266	883
1884/85	296	420	121	837	8	67	4	79	304	916
1885	281	421	101	803	8	27	3	38	289	841
1885/86	317	403	110	830	21	41	4	66	338	896
1886	300	428	122	850	16	35	2	53	316	903
1886/87	306	432	121	859	23	74	5	102	329	961
1887	285	428	100	813	16	38	2	56	301	869
1887/88	334	455	102	891	32	85	5	122	366	1013
1888	309	421	100	830	21	29	3	53	330	883
1888/89	352	434	100	886	16	37	3	56	368	932
1889	313	468	98	879	17	42	3	62	330	941
1889/90	351	474	117	942	17	37	6	60	368	1002

[1] Vgl. dazu die Uebersicht in dem Jahresbericht für 1878/79 Seite 50.

